



Argentinische Novelle.

Von Hans Wefemann (Buenos Aires).

Don Constanancio reitet am späten Abend nach Hause. Der Wind weht über die Pampas, der Himmel ist bewölkt. Stumm und in dumpfer Trauer sieht das Vieh dicht gedrängt auf den Weiden. Der Winter kommt, die Welt ist kalt.

Fröhlich zieht Don Constanancio den Poncho dicht um sich. Stößt die Sporen dem Gaul in die Reichen. „Lauf du Schnecke, noch zwei Leguas, nach Hause!“ Er beugt sich etwas nach vorne, um dem laufenden Fußweg besser zu entgehen. Das seidene Tuch hält er vor den Mund. Die silbernen Spornräder klingen im Takt, ein Nachklang an die Taberna in der Asocion, wo er heute abend geirunken hat, während der Tango flogte.

Don Constanancio führt nach seiner Brusttasche. Das Zehnjährchen ist noch da. Er freut sich schon über die erkaunten Augen von Donna Emilia, wenn sie den schönen grünen Stein sehen würde. „O, der hat viel Geld geloset. — Nun 50 Pesos — eine Kleinigkeit.“ wird er leicht hin sagen, und dann wird er sie an sich reißen. Die Peitsche fällt auf den Verderbenen. Sie sausen dahin, nur schneller nach Hause.

„Jo gusto de ti o alma da mia vida.“

Die Melodie klingt immer wieder an, und immer sieht er ihre dunkle Augen, deren Glanz seinen Weg erhellen, wie sein ganzes Leben.

Ja, er liebt seine Frau, er kann es ihr aber nicht immer zeigen, will es auch nicht. Man darf die Weiber nicht verwöhnen, wenn man Herr im Hause bleiben will. So ist er denn meistens kurz und berrisch. „Se, ist der Buchero fertig.“ ruft er, wenn er mittags vom Viehzählen nach Hause geritten kommt und sie schon in der Tür steht, ihn zu erwarten. Dann wirft er die Fasel dem Peon zu und gibt erst noch in sein Escrivorio, ohne sich um sie zu kümmern. Er läßt sich rufen, bis er endlich widerwillig kommt. „Staußt du mir keine Ruhe lassen — ach, was weißt du von meiner Arbeit.“ Aber er sieht dabei ihr leises Lächeln, und er weiß, daß sie beide dasfelbe denken, an machder. Solange er sich erinnern kann, hat sie dieses Lächeln. Schon früher, wenn er als Novo abends im Garten vor ihrem Fenster die Gitarre erklingen ließ und hinter dem Gitter ihr blaßes Gesicht sich ihm zuneigte. Und

auch an jenem Morgen am Brunnen, als er um sie warb — nie wird er das Bild vergessen.

Sie hielt den Stang neben sich auf den Braunenrand gestellt und spielte mit ihren langen schwarzen Zöpfen — — plötzlich hob sie ihm ihr lächelndes Antlitz entgegen. „Si, senor . . . si.“ Und einen Augenblick fühlte er ihre kleine kühle Hand auf seiner. Dann war sie fort. Er aber war stundenlang im Galopp über die Pampas gerast und hatte seinen Revolver auf die kreischenden Möven abgeschossen. „Si, senor, si senor!“

Das Pferd geht langsamer; es ist hell geworden. Da ist schon das Haus des Kolo-nisten und der kleine Vulkansteinbain. Er hört die Hunde bellen. Ein Mädchen ruft. Don Constanancio betrugigt sich rasch: „Madonna . . .“ Und der Galopp beginnt wieder.

O, er liebt seine Frau immer noch wie am ersten Tage, und doch sind sie bald ein Jahr verheiratet. Es schmerzt ihn zwar, daß sie keine Kinder haben; denn er wünscht sich einen Sohn von ihr. Er weiß, daß er sie dadurch fester gewinnen wird. Denn immer noch fühlt er ihr leises Lächeln, am stärksten, wenn er sie im Arme hält. Und selbst im letzten Augenblick, wo andere Weiber den Blick verlieren, sieht sie selbst ruhig und klar zu ihm auf. Schlägen könnte er sie dann, aber es würde ja doch nichts nützen. Niemand kann Liebe zwingen, aber er ist ihrer sicher, und er kann warten. Ja, er wird sein ganzes Glück noch erreichen. Er, Don Constanancio. Er hat es weit im Leben gebracht. Vom einfachen Peon hat er sich zum Estanciero aufgearbeitet, er kann lesen und schreiben, und wenn er in die Asocion kommt, greißt ihn der delegado de policia zuerst. Er hat auch Geld, aber das weiß niemand außer ihm selbst. Nur sie hat einmal gefragt, als er zur Sparbankzeit mochte: „Oh, Don Constanancio, was wollen wir mit Geld um, leben müssen wir.“ Solch merkwürdige Reden führte sie oft — das hat sie bei den grauen Schwestern gelernt. Ja, eigentlich ist sie eine Dame, viel zu vornehm für ihn, obwohl sie auf der Pampas geboren ist, und gerade so die Arbeit macht, wie alle die andern Frauen auf der Comp. Aber es ist doch ein Unterschied. Und wenn Don Constanancio auch regelmäßig die Weiber in der Calle Maipu besucht, wie es sein Recht und

Mannespflicht ist — er denkt dabei immer nur an Donna Emilia. Und wünscht sie in seinen Armen zu halten.

Und doch fragt sie ihn nie, wenn er dann abends heimkommt, obwohl sie genau weiß, wo er gewesen ist. Nur einmal nachts, als sie dann zusammen waren, hat sie ihn in die Brust gebissen — das Mal ist heute noch wie ein kleiner Halbmond zu sehen und schmerzt leise, wenn er daran rührt.

Der Mond ist heraufgekommen. Don Constanancio sieht seine Estancia im nähen Dämmern. Der Windmotor klappert, in der Erde drängen sich die Kämmen — morgen kommt der Corredor aus der Stadt. Er springt vom Pferde, löst den Sattel, bindet es an den Ring. Und horcht nach dem Hause hin. Alles still, sie scheinen schon zu schlafen. Er geht durch den kleinen Gang, kommt an die Tür, klopft. Keine Antwort. Nur ein Hund winselt. Er hält das Ohr an die Tür. Drinnen raschelt etwas, er glaubt leises Flüstern zu hören. Es ist jemand in der Kammer bei seiner Frau. Er lauscht in einer Erstarrung, daß er sein eigenes Herz schlagen hört — aber seine Hand langt nach dem Messer. Er fühlt, daß die beiden drinnen seine Nähe ohnen, daß sie jetzt lauschen in furchbarer Angst. Und er sieht ihr blaßes Gesicht, wie sie ihn zu sich heranzieht, bemüht, seinen schönen Atem zu erhaschen.

Ein nervöses Lachen schüttelt ihn bei diesem Gedanken. Und leise klopft sein Köchel an den Fensterladen. „Se, Donna Emilia, mach' auf, ich bin's, Constanancio.“ Er wiegt sein Messer wachbereit in der Hand. Und hört, wie an der Hinterseite leise ein Neign zurückgeschoben wird. Jetzt vorläufige Schritte auf dem Sties, dann ein schwarzer Schatten. Hart und sicher liegt das Messer.

Don Constanancio kniet neben dem Gefallenen, droht ihn auf den Knien. Er brant den Dolch, ein junger Peon von einer nahen Estancia. Jung und erkaunt sieht er aus, während ein feines Blutgeriesel aus der linken Wundseite läuft. Der also war es, denkt Don Constanancio und wisch sorgfältig sein Messer im feuchten Gras ab. Dann geht er langsam zum Hause zurück und wundert sich selber, wie ruhig sein Herz schlägt. Er findet sie schlafend auf dem Bette liegend. Aber unter den geschlossenen Augenlidern lauert die Angst. Don Constanancio tritt dicht

an ihr Bett, sieht sie lange an. Bis sie auffährt und schreit.

„Still, keinen Lärm, ja! Dich an und komm. Ich habe eben einen Dieb getötet. Er hatte schon die Tür erbrochen — ich kam zur rechten Zeit, dich zu schützen.“ Er hört mit starkem Lächeln ihm zu. „Wir müssen ihn noch heute nacht begraben, ich will keine Scherereien. Der Delegado ist zwar mein

Freund — aber es ist besser so. Wo sind die Spaten?“ Sie hantieren in der Küche, die Frau taumelt plötzlich. Er hält sie fest. Zwingt sie, ihn anzusehen. „Ich weiß, Du bist mein Weib, ich kam in allem auf Dich rechnen.“ Und streichelt ihr Haar, während sie vergeblich von ihm wegstrebt.

Und dann geht sie hinaus in den dunklen Garten

Sie liegen nachher beide im Dunklen auf ihren Betten. Don Constanco ahnt ihren Blick, der starr und tränenlos ins Nichts sieht. Er weiß, sie wird nie mehr lächeln. Aber er langt nach ihrer schlaffen Hand und streift ihr den Ring über. Er ist wie eine Kessel. „No gaste de ti“ sagt er halblaut. Dann sinkt er zurück, um zu schlafen. Er ist sehr müde und ganz ruhig.

Die Arbeiter von Wien.

Lied von Fritz Bürgel.

Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt.
Wir sind der Sämann, die Saat und das Feld.
Wir sind die Schnitter der kommenden Mahd.
Wir sind die Zukunft und wir sind die Tat.
Herrn der Fabriken, ihr Herren der Welt,
Endlich wird eure Herrschaft gefällt.
Wir, die Arme, die die Zukunft erschafft,
Sprengen der Fessel engende Gast.
Wie auch die Lüge uns schmähend umkreist,
Alles besiegend, erhebt sich der Geist.
Reiter und Eisen zerbrich: seine Macht,
Wenn wir uns ordnen zur letzten Schlacht.
So flieg du flammende, du rote Fahne,
Vorau dem Wege, den wir ziehn:
Wir sind der Zukunft getreue Kämpfer,
Wir sind die Arbeiter von Wien.

Der Winterschlaf des Bären.

Wie fast jedes Haustier, das in der Nähe der Menschen lebt, seine ursprünglichen Eigenschaften häufig ablegt, verzichtet auch der in der Gefangenschaft lebende Bär auf seinen Winterschlaf, der ihm doch eigentlich zukommt und den er im hohen Norden, in Eis und Schnee, sehr sorgfältig vorbereitet und absolviert. Mit dem Eintritt des Winters bereitet sich der Bär in den kalten Zonen seine Schlafstätte, entweder zwischen Felsen oder in Höhlen, die er vorfindet oder selbst gräbt oder erweitert. Das Lager der Bärin wird — denn der Bär ist Kavalier — sorgfältig mit Moos, Laub, Gras und Zweigen ausgepolstert, so daß sie über die Bequemlichkeit ihres Paradiesbettes nicht klagen kann. In den Karpathen soll der Bär mit Vorliebe in hohen Baumstämmen überwintern; Gaura heißt dieses Winterlager des Bären, das die Bärin vor dem ersten Schneefall wie eine auf Ordnung haltende Hausfrau instandsetzt, indem sie es von allen unbrauchbaren Stoffen reinigt und dann mit Reisern auspolstert. Wenn die strengere Kälte einsetzt, bezieht sie dann das sorgfältig hergerichtete Winterquartier, um Winterschlaf zu halten, bis der Frühling ins Land kommt. Hier ist zu beobachten, daß der Bär wetterfester ist als die Bärin, denn während diese sich meist schon Anfang November zurückzieht, schneift der Bär noch Mitte Dezember umher, selbst bei Schnee und strenger Kälte. Bevor er sich dann endlich zur Winterruhe begibt, untersucht er sein Quartier genau und vertauscht es mit einem anderen, wenn er etwa in der Nähe auf menschliche Spuren stößt. Tritt mitten im Winter Tauwetter ein, so verläßt er sogar in Rußland sein Lager, um zu trinken und Nahrung zu sich zu nehmen. Bei gleichmäßiger Kälte und tiefem Schnee aber bleibt er, in seinem Versteck und schläft so tief und fest, daß ihn sogar nicht stört, wenn unmittelbar in seiner Nähe Bäume gefällt werden. Bei gelinder Witterung dagegen dauert sein Winterschlaf nur wenige Wochen. Der Bär in der Wildnis zehrt in den Monaten des Schlafes von seinem eigenen Fett, das nach der üppigen Nahrung

der Sommer- und Herbstmonate meist reichlich vorhanden ist. Wenn er dann im Frühjahr wieder zum Vorschein kommt, ist er freilich kaum wiederzuerkennen, so abgemagert ist er. Sicherlich wäre er in diesem Zustande überhaupt viel zu schlapp zum Aufstehen, wenn nicht das Tauwetter den Faulpelz zwänge, sich zu erheben, da der schmelzende Schnee sein Lager mit Wasser füllt. Und das geht selbst dem Bären über den Spatz!

Die Bärin bringt ihre Jungen in der Zeit des Winterschlafes zur Welt; zu diesem Zeitpunkt ist sie vollkommen wach, schläft aber vor und nach dem Ereignis genau so fest wie der männliche Bär — schläft sich also über alle Beschwerlichkeiten hinweg. In dieser Zeit nimmt sie nicht das geringste zu sich, was uns höchst seltsam vorkommt; aber selbst die in der Gefangenschaft lebende Bärin macht von diesem Naturgesetz in dieser Zeit keine Ausnahme und verzichtet auf alle Nahrung, obwohl sie doch un schwer zu fressen bekommen könnte.

Der blamierte Al Haffis.

Von Karl Ettlinger, München.

Meine beiden Reisebegleiter Max und Thomas waren soweit recht weite Menschen, bloß: man konnte kein vernünftiges Wort mit ihnen reden. Sagte ich zum Beispiel „Grand“, gleich sagte einer von ihnen „Rust“. Mit solchen Menschen zu reisen ist nicht angenehm.

Wir saßen in einer perfischen Dase und langweilten uns schandbar. An ihrredliches Unglück war uns zugestoßen: während eines Laifuns war uns das Treff-Als über Bord geweht, und mit einunddreißig Karten kann man nicht Skat spielen. Wir erzähle noch einmal einer was von den Schönheiten Persiens!

„Wißt ihr was“, sagte Max, „der Abend ist irgendwie verpufft, nicht einmal ein Lustballöndchen haben wir hier, um es den Kamelen an den Schwanz zu binden, — besuchen wir Al Haffis, den Weisen!“

„Ist das nicht der bekannte Mitarbeiter der Fliegenden Blätter?“ erkundigte ich mich.

„Nein, es ist der Originalweise. Er haust hier in einer Höhle — ich habe es vorhin auf dem Wegweiser „Zu Al Haffis eine Viertelstunde“ gelesen — und ich denke es mir ganz amüsant, einmal die unverdünnte persische Weisheit zu schlürfen.“

„Natürlich widersprach ich, denn ich wünsche gar nicht weise zu werden, mein Onkel Kasimir sagte immer „Der Dumme hat's Glück“ und sah mich dabei liebevoll an, aber die beiden andern überstimmten mich, und kurz und gut, wir bummelten zu der Weisheitshöhle.

Nun ist es ein alter persischer Sport, dem Al Haffis die verzwicktesten Fragen vorzulegen, um ihn in Verlegenheit zu bringen. Er ist so eine Art Weltanschauungs-Briefkasten- onkel, er knadt die schwersten Rüsse, ich glaube, er kann sogar Kreuzworträtsel mit Druckselern lösen. Noch nie hat ihn jemand sprachlos gemacht und deshalb vermutete ich, er ist eigentlich eine Frau.

Wir machten aus: jeder von uns legt ihm

Da wir gerade von den Bären reden, wollen wir noch einigen Aberglaubens Erwähnung tun, der mit ihm verknüpft ist. Im Ural gilt die Bärenkaut als besonders glückbringend. Denn wenn ein Mädchen einen Jüngling heimlich mit dieser Kaut fragt, muß er sie lieben, er mag wollen oder nicht. Der Ostjake dagegen schämt den Bärenjahu über alles und trägt ihn als Talisman, der ihn gegen Krankheit und Gefahren schützt und Falschheit und Lüge ans Licht bringt. Wenn bei den Ostjaken ein Bär erlegt wird, begehen sie das erfreuliche Ereignis meist durch höchst seltsame Tänze und Feste.

Selbst in seinem Winterlager ist der Bär natürlich vor Ueberfällen nicht sicher, denn besonders in Rußland sucht man ihn meist hier zu erjagen, er kann sich eigentlich nur mit gemischten Gefühlen zum wohlverdienten Winterschlaf niederlegen, und wenn wir ihn beneiden, wissen wir nicht ganz, was wir tun.

eine Frage vor, und wenn er die Antwort schuldig bleibt, der kriegt fünfzig gut geschrieben.

Al Haffis empfing uns sehr freundlich. Er wandte sich an Max mit der tiefgründigen Bemerkung: Sprich, o Wandersmann aus dem Abendlande, Al Haffis wird dir antworten!“

Ich kann das nicht leiden, wenn der Mensch so spricht, als ob er ein Fünfen-Zwischen- legt wäre, als man soll sich als Ausländer in einem fremden Lande nicht manfig machen, und deshalb schwieg ich zunächst.

Max hat keinen Funken Humor, er nimmt sich selbst riesig ernst und sieht damit ziemlich vereinzelt da. Hätte er Humor gehabt, dann hätte er nun vielleicht diesem Weisheits-Perpetuum-mobile die berühmte Frage vorgelegt: „Wieso wird ein Stück Fleisch weich, wenn man es kocht, und ein Ei hart?“ Statt dessen begann er feierlich: „Was für einen Sinn hat die ganze Schöpfung? Die Spinne frisst die Fliege, der Vogel frisst die Spinne, der Fuchs frisst den Vogel, der Löwe frisst den Fuchs, und zuletzt kommt der Elefant und zertrampelt den Löwen. Wozu diese Umständlichkeit? Könnte nicht gleich der Elefant die Fliege fressen?“

Al Haffis lächelte in sich hinein, dieses weiterhabene Lächeln, das nur die Urweisen und die Inassen von Idiotenaustalten haben — ich hätte in diesem Augenblick sein Zwerchfell mit der Feilsupe aufschneiden mögen — und erwiderte: „Warum dies so ist? Weil es Gott so eingerichtet hat!“

Mir kam diese Antwort ein bißchen bequem vor, aber schließlich: was soll man einem so humorlosen Menschen wie Max antworten?

Nun kam Thomas an die Reihe. Thomas nimmt das Dasein furchtbar schwer: wenn ihm das Leben eine Flaumfeder in den Weg strunt, bant er sich einen Fläschenzug, um sie zu beiseitigen, während ich sie hinwegwuste, er berech-

net sogar beim Statspielen die Stiche mit der Logarithmentafel.

Meine Erwartung, daß er etwas sehr Kniffliges fragen würde, wurde denn auch nicht enttäuscht. Er fragte: „Unerforschbar ist die Naturkraft. Ewig drehen sich die Planeten, ohne daß man nachzuschubsen brauche, immerzu fließt die Quelle, sogar die Wasserleitung strömt ununterbrochen, wenn ich den Hahn abzudrehen vergesse, — wie so aber muß ich meinen Füllfederhalter immer neu füllen?“

Ich sah Al Saffis an, daß er gar nicht wußte, was ein Füllfederhalter ist, aber eine solche Blöße darf sich natürlich ein Weiser nicht geben und deshalb lächelte er wieder in sich hinein und erwiderte: „Gott weiß es!“

Also, ich muß schon sagen: weise sein ist fürchterlich leicht. Sobald ich wieder nach Europa komme, kaufe ich mir einen Dreifuß, nenne mich Puthia und fange an zu orakeln. Ich wollte das dem Al Saffis mit schonenden Worten beibringen, aber schon wandte er sich seinerseits an mich: „Sprich, o Stern des Westens!“

Ich heiße gar nicht Stern, sondern Karlchen. Bleib denn dieser Persianer nichts? Doch wozu streiten, — ich hab an: „In meiner Heimat gibt es mehrere Postämter. In der Mauer jedes dieser Postämter sind zwei Zehlfische mit der Aufschrift: „Briefe und Postkarten“ und „Druckfächer und Warenproben“. Wir sind ein sehr ordentliches Volk, und deshalb werfen die Leute die Druckfächer nur in den Druckfächerkasten, und die Briefe nur in den Briefkasten. Gieber stellen sie sich eine Viertelstunde vor die Zehlfische und sortieren, ehe sie es anders machen. Und neulich sah ich zu, wie diese Briefkästen geleert wurden: es kam ein Mann mit einem großen zullappbaren Sack, und er entleerte zuerst die Druckfächer hinein und dann die Briefe, so daß in dem Sack wieder alles knurrbunt durcheinander lag. Also, o weiser Al Saffis, geschieht es tagtäglich in meiner Heimatstadt! Und nun sage mir: weshalb müssen die Leute zuerst ihre Post sortieren, wenn nachher wieder alles durcheinander gewürfelt wird? Aber komme mir nicht wieder mit der Antwort: Gott weiß es!!!“

Da erblickte Al Saffis, zerriff sein Gewand und schrie: „Ich weiß es nicht! Denn siehe, o Fremdling, mit der Weisheit der Behörden kennt sich auch der liebe Gott nicht aus!“ ...

Die Suppe.

Von Ludwig Walden.

Onkel Klebrig ist zu Besuch.

Schon seit Monaten.

Beißt und wankt nicht.

Hausfrau und Chemann halten Kriegsrat.

Spricht er: „Paß' auf. Heut' mittig strecken wir uns. Ich werde behaupten, die Suppe sei versalzen. Du widersprichst. Wir zanken hin und her. Rufen endlich Onkel Klebrig als Schiedsrichter an. Gibt er mir recht, schmeißt du ihn raus; gibt er dir recht, schmeißt ich ihn raus. So werden wir ihn auf alle Fälle los.“

Ein hoffnungsvoller Aufschrei besiegelt das Bündnis.

Mittag.

Onkel Klebrig auf dem Ehrenplat. Rechts die Hausfrau, links der Chemann.

Er (ärgert): „Donnerwetter! Ist die Suppe versalzen!“

Er (wütend): „Was? Du willst mir erzählen, die Suppe sei nicht versalzen?“

Sie (energisch): „Die Suppe ist nicht versalzen!“

Er (haut auf den Tisch): „Die Suppe ist versalzen!“

... ist nicht versalzen!“

„... ist versalzen!“

Onkel Klebrig: „Kinder — nein, da müß Sie (sanft): „Bitte lieber Onkel, entscheide du mal! Ist die Suppe versalzen oder nicht.“

ich mich nicht ein. — Wegen so'n Döffel Suppe lang ich nicht erst einen Krach an.“ —

Onkel Klebrig ist immer noch nicht abgereift.

Jesus der Galiläer.

Von Henri Barbusse.

Es ist sicher aufgefallen, daß bei den Ursprüngen des Christentums niemals die Rede war von einem Menschen Jesus, von einem Jesus, der als martyrisierter Prediger auf der Erde wandelte. Dieser Jesus aus Bethlehem und Nazareth, dieser Gekreuzigte des Pontius Pilatus: was hat er mit dem Allen zu tun?

Nichts. Er befand damals noch gar nicht als Person des geheiligten Dramas. Der große Akt der Erlösung spielt sich völlig in den überstimmlichen Sphären ab. Die Leiden des Sohnes Rahbes, der aus dem Großen Licht kam, diese Leiden, die, indem sie die Menschheit Gottes schaffen, die Möglichkeiten des Heiles geben: sie sind nichts als theologische Formeln. Es ist ein abstrakter Anthropomorphismus. Wohl finden wir in den Lehren der Neuerer der Namen Jesus, der „Retter“, bedeutet, und unter diesen Zusammenhängen ebenso wie Christus „Gesalbter“ mehr ein Titel ist, als eine Bezeichnung; ebenso finden sich Anspielungen auf eine Kreuzigung (gesehen von der Wiederaufnahme der Kreuzigung (gesehen von der Wiederaufnahme göttliche Transfigurationen, um geistiges Leben und geistigen Tod.

In den schon sehr ausführlichen und detaillierten Darstellungen des Paulus, des großen Gründers des liturgischen Christentums, ist „Jesus Christus“ nur eine mythische Wesenheit, eine strahlende Unendlichkeit; sein Wort der Erlösung eine rein übernatürliche Tat, Paulus spricht von Christus nicht wie von einer Person, die irgendwo eine historische Existenz besessen habe, sondern wie von einer enthüllten Wahrheit. Er spricht nur vom wiedererstandenen Christus.

Er, Paulus, der erleuchtete kleine Mann aus Tarsos, der ärmliche Zeltnmacher, der durch Palästina und Griechenland irrte, hat den Messias gesehen: aber er hat ihn im ekklesiastischen Rausch gesehen — und es war der auferstandene Christus. Wenn man der Legende, welche die Acta als durch ihn selbst bestätigt angeben, glaubt, so war das vor seiner Bekehrung, als er sich noch Saulus nannte und sich mit Eifer der Ueberwindung der Pharisäer widmete. Er vernahm auf dem Weg nach Damascus eine Stimme, die zu ihm sprach; diese Stimme war begleitet von einem so blendenden Licht, daß seine Gefährten ihn nach der Vision wie einen Blinden führen mußten, und er war drei Tage so verwirrt, daß er nicht essen konnte. Er war keinem Weisen begegnet, sondern er hat

die Berührung des Uebernatürlichen erlebt; wie Josias, Ezechiel oder Elias. Und so, wie er Gott gesehen hat, zeigt er ihn Allen — und dies ist der christliche Christus.

Nicht eine Anspielung auf ein geschichtliches Ereignis; auf die Taten und Handlungen eines Wesens, das Gewicht, Fleisch und Blut eines Menschen unter andern Menschen hat; nicht eine einzige Wiedergabe eines Wortes, das Hienieden von einem fleischhaften Mund ausgesprochen worden wäre; während die Propheten und alten Texte überreichlich in der neuen Lehre zitiert sind und die „Heiligen“ der neuen Kirche mit den Beweismitteln biblischer Reminiscenzen predigen und diskutieren. „Das Evangelium, das ich predige“, sagt Paulus zu den Gestalten, „habe ich durch die Enthüllung Jesu Christi erhalten.“ Das heißt: Es ist mir in einem Traum gekommen. Als Mensch spricht Paulus nur von sich selbst wie Christus von Christus: „Ich bin gekreuzigt mit Christus.“ „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir.“ „Es gesiel jenem, der mich seit dem Leib meiner Mutter beiseitegenommen hatte und durch seine Gnade mich rief, seinen Sohn in mir zu enthalten.“

Mit diesem Ton gültiger Demut, der auf das Christentum und den Katholizismus abfärben sollte, stellt er sich auf den vordersten Plan, sich, den Baumeister: er stellt sich persönlich als Mittler vor.

Paulus und die ersten Apostel sind die Propheten einer riesigen himmlischen Erneuerung: nichts anderes.

Sie schwanken zwischen Rahbe und den Göttern mit menschlichem Fleisch und Antlitz. Ihr hellenistischer Anthropomorphismus, angekränkt von einem alten jüdischen Bewußtsein, bleibt auf dem Weg stehen: er geht nicht so weit, ihnen eine göttliche Persönlichkeit vorzustellen, die einem gewöhnlichen Menschen glähe. Sie hielten sich an den geistigen Menschen, der dem Adam, den fleischlichen Menschen, entgegengekehrt ist. Sie versuchten, dem greifbaren Leib eines Messias zu entgehen.

Gleichwohl mußte die grundlegende These des Christentums: die menschlichen Leiden Gottes, einen Tag über den andern zwangsläufig dort landen.

Mit Erlaubnis des Verlages Weller u. Co., Leipzig, dem Fortsetzungsbande des „Jesus“ von Barbusse „Die Judassee, Jesu“, entnommen.)

Caruso Lebensgewohnheiten.

Die Memoiren der Witwe des großen Tenors sind soeben erschienen. Man liest darin teilweise kuriose Einzelheiten über das Leben Carusos. Um 9 Uhr morgens erhob sich Caruso beim Klange der Musik. Der ständige Begleiter war in einem benachbarten Zimmer und wiederholte die Arien der Oper, die an dem betreffenden Abend gesungen werden mußten. Der Tenor trank eine Tasse schwarzen Kaffee, nahm ein Bad und dann inhalierte er, ohne einzelnigen Augenblick aufzuheben, der Musik zu folgen. Für seine lange und zeitraubende Toilette wurde Caruso von zwei Kammerdienern unterstützt, die kein Wort sprechen und nicht das geringste Geräusch machen durften. In Gesellschaft seiner Gattin nahm er dann ein Früh-

stück, das aus kaltem Hühner bestand. Nachmittags ruhte der Tenor, oder er gab sich seiner Lieblingsbeschäftigung hin. Am Abend brauchte er eine ganze Stunde, um sich anzuziehen und zu schlüpfen, und während dieser Zeit rauchte er eine Zigarette nach der anderen, denn er glaubte nicht, daß der Tabak seiner Stimme schade. Ein wenig vor dem Auftreten trank er ein Glas Sodawasser, aber nicht etwa wie ein gewöhnlich Sterblicher es tut, sondern in Form einer rituellen Zeremonie. Seine beiden Kammerdiener mußten sich links und rechts von ihm aufstellen, mit abgewandten Rücken mußte der eine ihn dann ein Glas Whisky, der andere ein Glas Wasser reichen und sobald er dieses getrunken hatte, mußten die beiden Kammerdiener Front zu ihm machen, worauf er ein Viertel einer gekochten Kartoffel ab-

Rinder- und Jugendbücher.

Schöne billige Kinderbücher. Es ist für einen sozialistischen Verlag keine leichte Aufgabe, für die proletarische Jugend geeignete Bilder- und Geschichtsbücher herauszugeben. Es ist dem Verlag J. S. W. Diez Nachfolger, S. m. b. H., in Berlin SW. 68 dennoch gelungen, eine Reihe von Jugendbüchern herauszubringen, die sich als Geschenkbücher für die Kinder trefflich eignen. „**Wünschelohd**“ v. Hilde Krüger, Zeichnungen v. Max Graeser, ist ein Märchenbuch, phantastisch, anregend und poetisch, das den Kindern, wenn es ihnen Mütterchen vorlesen wird, sicher gut gefallen wird. — „**Hurleburles Wolkenreise**.“ Ein Bilderbuch in bunten Dreiecken mit Versen von Hilda Krüger. Alles, Menschen, Tiere, Landschaft ist in Dreiecksmotiv gezeichnet, woraus sich drollige, phantastische Bilder ergeben. In flotten Versen wird eine zusammenhängende Geschichte von Hurleburle, dem Söhnchen der Berg Witwondel, erzählt, das auf einer weißen Wolke und dann mit dem „Wolkenbod“ durch die Lande fliegt und allerlei zu sehen bekommt. — „**Von Menschen, Tierlein und Dingen**.“ Märchen aus dem Alltag von Heinrich Schulz, mit zwölf mehrfarbigen Bildern von Hans Valuschet. Diese zwölf modernen Märchen sind ein gelungener Versuch, durch die Belebung der Dinge der heutigen Wirklichkeit dem jugendlichen Leser manche Kenntnis und Erkenntnis zu vermitteln und ihn dabei doch zu unterhalten. Die Bilder sind künstlerisch reif, farbenreich und plastisch. Die vorstehend genannten Kinderbücher können durch alle unsere Parteibuchhandlungen oder direkt vom obengenannten Verlage bezogen werden.

Wißt ihr schon? . . .

Als Henriette Sonntag, die berühmte Sängerin, 1827 nach London kam, schloß das Unterhaus seine Sitzungen früher, damit seine Mitglieder nicht zu spät ins Theater kämen.

Das Wirtshaus „zum weißen Schwan“ in der Wiener Vorstadt Neulerchenfeld war eine der ersten wenigen Gaststätten der alten Kaiserstadt, in denen 1807 geraucht werden durfte.

Ein Gutachten der spanischen Universität Salamanca erklärte im Jahre 1769 die Reinigung der durch Unrat beinahe ungangbar gewordenen Straßen von Madrid für gesundheitsförderlich.

Bei einem Turnier in Keng erstickten im Jahre 1211 durch Staub und Dime 60 Ritter.

Die Länge der zwischen New York und Williamsburg verlaufenden Bängebrücke beträgt zwei Kilometer, ihre Spannweite 180 Meter und ihre Höhe über Hochwasser etwa 10 Meter.

Das englische Langenmaß Yard entspricht der Länge des Armes von König Heinrich I. vom Ellenbogen bis zur Spitze des Mittelfingers.

Der älteste deutsche Volkslied stammt aus dem Jahre 1127.

Zur Jahre 1633 war der Semel des Kaffees bei Todesstrafe untersagt.

Die Wüste Sahara bedeckt eine Fläche, die zwölfmal der Größe Deutschlands gleichkommt.

Zwischen Buenos-Aires und San Martin gibt es eine regelrechte Pferdebahn, die die beträchtliche Länge von 70 Kilometern hat.

Auf das Reber der Araber, das erste geistreiche Saiteninstrument, baut sich die ganze Entwicklung unserer heutigen Streichinstrumente auf. Araber bedienten sich dieser Instrumente bereits im 10. Jahrhundert.

Die größten Flüsse der Erde sind der Mississippi mit Missouri und dessen Nebenfluß Madison mit 7276 Kilometer Länge. D diesem Strom folgen: Der Nil mit 6450, der Amazonasstrom mit dem Madeira mit 6120, der Jangtsekiang mit 5350, der Jenissei mit 4700, der Amur mit 4700, der Hoangko mit 4440, der Ob mit dem Irtisch mit 4350, der Kamboja mit 4200, die Lena mit 4100, der La Plata mit 3700, die Wolga mit 3688, der Kongo mit 3600, der Sankt Lorenz mit 3550, der Niger mit 3550, der Matenzie mit 3300, der Zambezi mit 3150, der Brahmaputra mit 2950, der Indus mit 2900, der Euphrat mit 2900, die Donau mit 2888 Kilometer Länge. Die größten Flüsse Deutschlands sind: Der Rhein mit einer Länge von 1295, die Elbe mit 1165, die Weichsel mit 1050 und die Oder mit 1005 Kilometer.

Es gibt gegenwärtig in den Vereinigten Staaten rund 25.000 „Schönheitsalons“, und man schätzt die Zahl ihrer Besucherinnen auf insgesamt 20.000.000 Frauen. Diese geben im Jahre in den Vereinigten Staaten die runde Summe von 1.825.000.000 Dollar aus.

An Orten, wo man viele Korkebearbeitungsarbeiten hat, häufen sich die Abfälle so an, daß es sogar sich lohnt, Gas daraus herzustellen, wobei natürlich die übrigen Nebenprodukte der trockenen Destillation gewonnen werden: Korkeer, Weichalkohol, Essigsäure, Ammoniak, schließlich Korkeohl.

Merlei.

Antikes Theater mit 20.000 Sitzplätzen. Dr. L. Leslie Shear, Professor der Universität Princeton, entdeckte kürzlich bei Ausgrabungen im Gebiet des alten Corinth ein riesiges Theater mit 20.000 Sitzplätzen, das seit 15 Jahrhunderten im Schatten der Bergessenen ruht. Das Amphitheater ist ein Bauwerk von 180 Meter Durchmesser, dessen Straßen sich 30 Meter über dem Boden der Orchestra erhoben. Es ist aus Sandsteinen und Marmor erbaut. Die Mauern waren mit Freskobildern bekleidet, die Szenen aus den Weisheiten darstellten. Es liegt auf einem Hügel, der nach dem Golf von Corinth hin abfällt und von der Akropolis beherrscht wird. Dr. Shear legte gleichzeitig außerhalb der Mauer der Altstadt eine Begräbnisstätte aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. frei, deren Sarkophage eine große Zahl von Gegenständen aus Bronze und löthbare Vasen bergen. Gleichzeitig entdeckte er auf der Seite des Hügel etwas tiefer ein zweites Amphitheater von geringeren Ausmaßen.

Bäume, die auf Steinen wachsen. Im Süden von Anda gibt es einen Landstrich, der weite Flächen eines mit Steinen bedeckten und ausgefüllten Kalksteingrundes umschließt. Auf diesem Kalkstein hat sich nun aber merkwürdigerweise ein reicher Baumwuchs angeheftet. Man findet sowohl den Wollbaum (BomLax), wie auch große und dicke Mahagonibäume und andere tropische Baumarten, doch hat sich bis

heute noch feststellen lassen, wovon sich diese Bäume in dem Gestein, zwischen dem sie wachsen, nähren. Es ist in diesen Kalksteinboden weder Erde vorhanden, noch liefert er auch nur die mindeste Feuchtigkeit, um die Pflanzen zu tränken. Nach der Mitteilung eines wissenschaftlichen Beobachters können diese Pflanzen überhaupt nur dann keimen, wenn ihr Same zufällig in ein im Kalkstein befindliches Loch gerät, wo sich Wässer angesammelt haben und durch verwitterte Steinreste etwas Humus erzeugt worden ist. Bald aber finden die Wurzeln in dem kleinen Loch keine Nahrung mehr, sie wachsen daher, nach Nahrungsstoffen suchend, über die Steinflache hinweg, bis sie wieder ein Loch gefunden haben, durch das sie schließlich in die Tiefe dringen können, wo sie vermutlich auf etwas mageren Gesteinsboden treffen. Dennoch bleibt es ein Rätsel, wie es möglich ist, daß diese hohen und mächtigen Bäume ohne jede sichtbare Spur von Nahrung weiterwachsen können.

In Wittenberg steht noch heute die sogenannte Lutherische, an der Luther am 15. Dezember 1520 die Pannballe des Papstes verbrannte.

Die höchste Menschenwohnung auf der Erde ist das tibetanische Lamakloster Klaine. Es liegt 5200 Meter über dem Meeresspiegel.

Heteres.

Der heilige Mann.

Die Lehrerin erzählte die rührende Geschichte des Märtyrers Stephanus, wie dieser fromme Mann auf seinem Wege gesteinigt wurde und für den Glauben litt. Sie hielt die Gelegenheit für günstig, um an diesem Beispiele den Begriff „Heilig“ zu erläutern, und fragte:

„In welchem Verhältnisse standen wohl die bösen Menschen, die da Steine warfen, zu dem heiligen Stephanus? Na, es waren doch nicht seine Freunde, also was waren sie?“

Keine Antwort.

Seht, meine lieben Kinder, so ein heiliger Mann schafft sich durch seinen tugendhaften Lebenswandel viele Freunde, aber auch leider viele — — — na, das Gegenteil von Freund?“

Die kleine Berta: „Viele Feindinnen!“

Weihnachtsgeschenk. Der Besucher betrachtete die aufgebauten Weihnachtsgeschenke. „Ah, ein Rasierapparat! Sicherlich für Sie, Herr Pfleisch?“ — „Nein, den hat meine Frau gekriegt, für den Substanz.“ — „Ah, dann gehört Ihnen aber sicher das Lehrbuch für Jiu-Jitsu?“ — „Nein, das hat sich meine Schwiegermutter gewünscht.“ — „Und die Pantoffeln? Sind die auch Ihrer Frau?“ — Worauf Pfleisch etwas kleinlaut erwidert: „Nein, die gehören mir.“

Erinnerung. 1914 im Juli, als von der Möglichkeit eines Krieges gegen Rußland und Serbien die Rede war, griff sich in einem Wiener Café der Dichter G. L. plötzlich an die Wabe. „Was haben Sie denn?“ fragte ihn eine Dame. — „Ich habe nur nachgesehen, ob meine Krampfadern in Ordnung sind.“

Neues von Reureich. Herr Reureich liest in der Zeitung, daß der italienische Erfinder Marconi kürzlich seinen 50. Geburtstag gefeiert habe. „Marconi?“ ruft er überrascht aus, „wech der Deibel, man lernt doch immer noch was Neues zu; ich habe immer jesloobt, bet sind die langen Ruckeln, die een' bei's Essen immer wieder aus 'a Mund rausrutschen.“